

## Lateiner und Griechen auf der Suche nach Einheit: Der Weg zur Union von Florenz

1) Wenn Wanderer einen mächtigen Berg von Norden her fotografieren und andere Wanderer es von Süden her tun, unterscheiden sich ihre Fotos. Dann zeigt jedes Foto etwas vom Berg, aber keins zeigt ihn vollständig. Treffen sich die Wanderer und zeigen sie einander die Fotos, mögen sie den einen oder den anderen Anblick für imposanter halten, doch es wäre abstrus, falls sie zu streiten anfangen, ob die Fotos denselben Berg zeigen.

Viel größer als der mächtigste Berg sind die heiligen Mysterien unseres Glaubens, von denen die Kirche predigt. Wie die Wanderer je nach der Himmelsrichtung, aus der sie kommen, Teilansichten des Berges erlangen, erlangt auch die Kirche von den Mysterien nur beschränkte Sichten, die je nach den kulturellen Gegebenheiten differieren, von denen her ihre Theologie auf sie blickt. Das 2. Vatikanische Konzil legte diesbezüglich in *Unitatis redintegratio*, Art. 14, dar: "Das von den Aposteln überkommene Erbe ist in verschiedenen Formen und auf verschiedene Weise übernommen und daher schon von Anfang an in der Kirche hier und dort verschieden ausgelegt worden, wobei auch die Verschiedenheit der Mentalität und der Lebensverhältnisse eine Rolle spielten". In Art. 17 desselben Dekrets bezeichnet dieses Konzil die Tatsache als segensreich, dass von der Kirche "bei der Erklärung der Offenbarungswahrheit im Orient und im Abendland verschiedene Methoden und Arten des Vorgehens zur Erkenntnis und zum Bekenntnis der göttlichen Dinge angewendet wurden", und führt aus, „dass von der einen und von der anderen Seite bestimmte Aspekte des geoffenbarten Mysteriums manchmal besser verstanden und deutlicher ins Licht gestellt wurden“, so dass „oft mehr von einer gegenseitigen Ergänzung als einer Gegensätzlichkeit“ zu sprechen ist. Der Heilige Geist, von dem in *Lumen gentium*, dargelegt ist, dass er die Ortsgemeinden, in denen im vollen Sinn Eucharistie gefeiert werden darf, „in alle Wahrheit einführt“ (Art. 4), ermöglicht deren echte, aber zugleich beschränkte Einsicht in die Mysterien und trägt Sorge, dass keine von ihnen den Weg verlässt, der auf die Wahrheit zuführt; er schenkt ihnen die Unfehlbarkeit, wie sich unsere Dogmatiker auszudrücken pflegen.

Um ein konkrete Beispiel zu benennen: Bischöfe aus dem griechischen Teil des Römischen Reichs, die zuhause heidnischen Hellenen (das heißt: gebildeten Polytheisten mit hoher literarischer Kultur gegenüberstanden, welche ihre Viel-Götter-Mythen imponierend vortrugen), bedienten sich bei der Rede über den Heiligen Geist im Bekenntnis, das wir aus dem „*Horos pisteos*“ von Chalkedon kennen und das dort „*Symbol der in Konstantinopel versammelten 150 heiligen Väter*“ genannt wird, des Wortlauts von Jo 15,26. Dieser Wortlaut verweist auf die Ver-

schiedenheit der göttlichen Personen und betont zugleich den Ein-Gott-Glauben der Kirche, weil er den Vater das Prinzip der Gottheit nennt. Man formulierte: „Wir glauben ... an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der aus dem Vater hervorgeht, der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird...“

Im lateinischen Westen nannte man die Heiden „*pagani*“ (also „*im pagus*“, fern von den Kulturzentren lebende Menschen, sozusagen „Hinterwäldler“). Diese besaßen keine hohe literarische Bildung und konnten ihre polytheistischen Mythen nicht beeindruckend vorlegen. Mehr als mit ihnen hatte man es dort mit Germanenvölkern zu tun, die christlich waren, aber den Logos nicht für ranggleich mit dem Vater hielten. Ihnen gegenüber war zu betonen, dass der Vater dem Sohn bei der Zeugung seine gesamte Vollkommenheit außer der Vaterschaft mitteilte, dass es dem Sohn also von Ewigkeit her vom Vater verliehen ist, mit ihm zusammen Ursache zu sein für den Ausgang des Heiligen Geistes. Schon bei Augustinus, der 430 starb, noch ehe das Konzil von Chalkedon das „*Symbol der in Konstantinopel versammelten 150 heiligen Väter*“ im Westen bekannt machte,<sup>1</sup> war es feste Tatsache, dass die lateinische Christenheit das Hervorgehen des Heiligen Geistes aus dem Vater und dem Sohn predigte. (Die betreffende Lehrtradition lässt sich sogar bis zu Tertullian [160- nach 220] zurück verfolgen.)

Jede der beiden Formeln über den Hervorgang des Heiligen Geistes redet über das Mysterium der heiligsten Dreifaltigkeit so, wie es für die Kirche, die sie schuf, wegen der katechetischen Notwendigkeiten in ihrer geistigen Umwelt erforderlich war. Eine jede der beiden Formeln bringt Unbestreitbares zum Ausdruck.

2) Als der Konstantinopeler Patriarch Photios (Amtszeit: 858-867; 877-886) wegen der kirchlichen Verhältnisse in Bulgarien einen Konflikt mit Papst Nikolaus I. hatte und darüber 866 den östlichen Patriarchen eine Enzyklika sandte, unterlegte er dem, was die Lateiner über den Ausgang des Heiligen Geistes lehrten, jene Gedankengänge, die ihm selber anlässlich der lateinischen Ausdrucksweise in den Sinn gekommen waren. Er behauptete in dieser Enzyklika, im Westen vertrete man zwei Prinzipien der Gottheit und die Lateiner hielten nicht an der Einheit der heiligsten Dreifaltigkeit fest, sondern trügen eine Zwei-Götter-Lehre vor. In seiner erregten Polemik übergang er, dass man „sich Mühe geben (muss), jede Formulierung gemäß der Absicht ihrer Urheber zu verstehen, um weder fremde Elemente hineinzubringen noch andere Elemente bei-

---

<sup>1</sup> Dass es noch des Konzils von Chalkedon bedurfte, damit das Glaubensbekenntnisses von 381 gesamtkirchliche Geltung erlangte, ist, Bezug nehmend auf einschlägige Forschungen, herausgestellt bei Suttner, Das Bekenntnis der Kirche für den Glauben an den dreifaltigen Gott, in: G. Augustin u.a. (Hg.), Christus - Gottes schöpferisches Wort (Festschrift Schönborn), Freiburg 2010, S. 274-289.

seite zu lassen, welche für die Denkweise ihrer Urheber selbstverständlich waren."<sup>2</sup>

Da Photios hohe Bildung besaß, sah er die Notwendigkeit einer solchen Forderung auch selber ein und verstand, dass er zu weit gegangen war, als er dem *filioque* der Lateiner ein von ihm selbst erdachtes Verständnis unterlegte. Denn als er nach seiner Wiedereinsetzung ins Patriarchenamt mit einem Nachfolger von Nikolaus I. die *Communio* aufnahm, war keine Rede davon, dass die Lateiner ihre Dreifaltigkeitslehre korrigieren müssten. Von einer entsprechenden Forderung hätte er niemals abrücken dürfen, wenn er ehrlich überzeugt gewesen wäre, dass das *filioque* wirklich aussage, was er 866 dargelegt hatte. Doch das Problem war einmal durch ihn geschaffen, und in der Folgezeit griffen Griechen, die den Lateiner nicht gewogen waren, nur allzu gern auf die unfundierten Vorwürfe des Photios zurück.

3) Ab dem 11. Jahrhundert expandierten Staaten und Fürsten, die zu Hause lateinisches kirchliches Leben pflegten, in Gebiete mit byzantinischem kirchlichem Leben: im Baltikum taten es die Ritterorden; südlich davon handelten Polen und Ungarn so; in Süditalien und Sizilien waren es die Normannen; auch die Kreuzfahrer errichteten sich im Orient eigene Herrschaftsgebiete. Den Machthabern war bei der Expansion neben dem Verlangen auf Erweiterung ihrer Macht auch viel daran gelegen, die griechischen und die lateinischen Christen wieder zu einen, die sich auseinander gelebt hatten.

Trotz aller Gegnerschaft ließen aber damals beide Seiten das sakramentale Leben der jeweils anderen voll gelten und bezweifelten die Berechtigung zur Amtsführung von deren Bischöfen und Priestern nicht. Zwar hätten sie es vorgezogen, wenn die offenkundigen Verschiedenheiten des kirchlichen Lebens nicht bestanden hätten oder wenigstens geringfügiger gewesen wären. Doch sie hielten diese nicht für Verstöße gegen die Weisungen des Evangeliums von einer Schwere, die es verunmöglich hätten, auch in den jeweils anderen die Kirche Gottes anzuerkennen. Die Kirchenleitung war jedoch gebrochen, und man meinte, die Kircheneinheit erlangen zu können, wenn wieder eine gemeinsame Kirchenleitung schaffe.

So kam es, dass die Normannen, als sie Süditalien eroberten, die dortigen griechischen Kirchen für "schismatisch" hielten und manchen ihrer kirchlichen Bräuche recht skeptisch gegenüber standen, zugleich aber anerkannten, dass die Griechen dasselbe Evangelium Christi predigten und dieselben heiligen Sakramente feierten wie ihre eigene normannisch-lateinische Kirche. Sie hielten es für angebracht, über Griechen und

---

<sup>2</sup> Diese für das zwischenkirchliche Gespräch unerlässliche Forderung formulierte 1987 die katholisch-orthodoxe Dialogkommission in Nr. 33 ihres Dokuments von Bari.

über sich selber gemeinsame Bischöfe amtieren zu lassen.<sup>3</sup> Wo der Bischof Grieche war und wenn er nicht mehr gegen die Lateiner predigte, wurde er dem römischen, nicht mehr dem konstantinopolitanischen Patriarchen unterstellt. Damit (und ohne dass bei ihm, bei seinem Klerus oder beim Volk ein Wandel im Glaubens- und Frömmigkeitsleben eingefordert worden wäre!) galt er als in Einheit getreten mit der Kirche der neuen Landesherren. Auch die Lateiner auf seinem Territorium galten dann als Gläubige seiner Diözese. Sooft in der Folgezeit bei Wiederbesetzungen oder bei Neugründungen von Bistümern lateinische Bischofskandidaten zum Zug kamen, amtierten diese ebenso für Lateiner und Griechen, wie es andernorts die griechischen Bischöfe taten. Als die Eroberer auf diese Weise eine gemeinsame Kirchenleitung geschaffen hatten, galten ihnen die Meinungsverschiedenheiten und Spannungen für soweit ausgeglichen, dass sie die Einheit für wiedererlangt hielten.

Auch die Kreuzfahrer hielten es so, als sie in den Osten kamen. Nachdem 1098 Antiochien erobert war, unterstellten sie sich zunächst der Jurisdiktion des dortigen Patriarchen Johannes IV. Zu Beginn der Lateinerherrschaft war dieser auf dem Gesamtgebiet des Patriarchats von Antiochien oberster Kirchenführer für Griechen und Kreuzfahrer.<sup>4</sup> Sobald jedoch der Kreuzfahrerfürst für die Ernennung neuer Bischöfe sorgte, weil ein Bischofssitz (auf welche Weise auch immer) vakant geworden war, oder weil man ein neues Bistum gegründet hatte, zog er Priester vor, die mit ihm aus dem Abendland gekommen waren, weil dies die Lateinerherrschaft stützte<sup>5</sup>. Die neuen lateinischen Bischöfe wurden in ihrer Diözese (wie anfangs der Patriarch im gesamten Patriarchat) zuständig für Griechen und Kreuzfahrer, und zusammen mit den bisherigen griechischen Bischöfen wurden auch sie Mitglieder der einen und gemeinsamen Synode des antiochenischen Patriarchats. Als schließlich Patriarch Johannes IV. Antiochien (nicht ganz freiwillig) verließ und auf diese Weise der Patriarchenstuhl vakant geworden war, besaßen die Lateiner in der Synode hinreichenden Einfluss, um einen der Ihren zum Nachfolger wählen zu lassen. Nach der Eroberung Jerusalems geschah dort Ähnliches.<sup>6</sup> Sowohl in Antio-

---

<sup>3</sup> Vgl. Suttner, Kircheneinheit im 11. bis 13. Jahrhundert durch einen gemeinsamen Patriarchen und gemeinsame Bischöfe für Griechen und Lateiner, in: OstkStud 49(2000)314-324.

<sup>4</sup> Vgl. C. Karalevskij, Antioche, in DHGE III,563-703, bes. Abschn. IX und X, Spalte 613-635.

<sup>5</sup> Zur Kreuzfahrerzeit war es nicht außergewöhnlich, dass sich der Fürst um die Bischofsernennungen kümmerte; Bischofsernennungen durch den Herrscher waren damals gemeinsame Gepflogenheit in Ost und West.

<sup>6</sup> Manche (sowohl katholische als auch nichtkatholische) Autoren der Neuzeit schreiben, die Kreuzfahrer hätten im Osten "lateinische Patriarchate errichtet". Diese Behauptung ist falsch. Es wurden nämlich keine neuen Institutionen geschaffen, vielmehr wurden Lateiner auf die bestehenden Patriarchenstühle gewählt - vergleichbar der Wahl eines Kardinals aus Polen und danach eines Kardinals aus Bayern zum Papst in unseren Tagen.

chien als auch in Jerusalem meinte man fürs Erste, man habe auf diese Weise die Kircheneinheit erreicht.<sup>7</sup>

Als 1204 die Kreuzfahrer auch Konstantinopel erobert und auch dort einen Lateiner zum Patriarchen eingesetzt hatten<sup>8</sup>, anerkannte 1214 das 4. Laterankonzil<sup>9</sup> ausdrücklich, dass auf dem Weg, der von den Kreuzfahrern und vorher schon von den Normannen eingeschlagen worden war, das für die Kircheneinheit Notwendige erreicht werden kann. Denn im neunten Kapitel seiner Beschlüsse forderte es als Bedingung für die Kircheneinheit nur, dass die Kirchenführung in lateinische Hände gelegt werde:

"Da in sehr vielen Gegenden Völker verschiedener Sprache bunt gemischt innerhalb derselben Stadt und Diözese leben, die zwar denselben Glauben, aber verschiedene Riten und Lebensgewohnheiten haben, erlassen wir folgende strenge Vorschrift: Die Bischöfe solcher Städte oder Diözesen ernennen geeignete Männer, die für diese Leute in den verschiedenen Riten und Sprachen Gottesdienst feiern, ihnen die kirchlichen Sakramente darreichen und sie durch Wort und auch durch Beispiel unterweisen. Wir verbieten ohne Ausnahme, dass ein und dieselbe Stadt oder Diözese verschiedene Bischöfe hat. Sie wäre wie ein Leib mit mehreren Köpfen, gleichsam eine Missgeburt. Sollte es aber aus den genannten Gründen zwingend erforderlich sein, so setzt der Ortsbischof für die genannten Aufgaben klug und umsichtig einen katholischen Vorsteher<sup>10</sup> entsprechender Nationalität

---

<sup>7</sup> Dabei kam es in den Kirchen beider Patriarchate zu einer Art Fremdherrschaft, von der gut bekannt ist, dass sie keineswegs auf ungeteilte Zustimmung stieß. Doch darf nicht übersehen werden, was jüngere Forschungen zur christlichen Bildkunst in den Gotteshäusern des Kreuzfahrerstaates Jerusalem erbrachten. G. Kühnel, *Wall Painting in the Latin Kingdom of Jerusalem*, Berlin 1988, macht deutlich, dass es damals auch echte Gemeinsamkeit im geistlichen Leben gegeben haben muss. Er zeigt nämlich auf, dass es im Königreich Jerusalem zu schöpferischer Zusammenarbeit zwischen einheimischen christlichen Kreisen (besonders Mönchen), Lateinern und Künstlern aus Byzanz kam; denn er kann ein gegenseitiges Sich-Beeinflussen zwischen Griechen und Lateinern beim Erstellen der Bildprogramme für das Ausgestalten von Kirchen nachweisen. Bei der hohen Zeugniskraft für das geistliche Leben, die im christlichen Osten der Ikonographie eignet, haben seine Forschungsergebnisse viel Gewicht.

<sup>8</sup> Auch in Konstantinopel hatte die Absicht bestanden, durch den Lateiner auf dem Patriarchenthron das gesamte Patriarchat mit der Kirche des Abendlands zu vereinen. Doch der Erfolg war beschränkt, denn im Exil von Nizäa, in einem Teilgebiet des Reiches, das die Kreuzfahrer nicht eroberten, behauptete sich zusammen mit dem griechischen Kaiser auch der griechische Patriarch weiter. Folglich blieb ein Teil des Patriarchats, in dem die Lateiner nicht regierten, außerhalb der von den Kreuzfahrern herbeigeführten "Einheit".

<sup>9</sup> Wegen der für „heutige Ohren“ recht erstaunlichen nachfolgenden Darlegungen sei ausdrücklich betont, dass die katholische Kirche dieses Konzil zu ihren 21 ökumenischen Konzilien zählt; dass seine Entscheide für Katholiken folglich verbindlich sind. Der lateinische Urtext und eine deutsche Übersetzung aller Entscheide dieses Konzils ist zu finden bei J. Wohlmuth (Hg.), *Dekrete der ökumenischen Konzilien*, Paderborn 2000, Bd. II, S. 230-271; wir zitieren nach der dortigen Übersetzung.

<sup>10</sup> Die Forderung, dass der Vorsteher katholisch sein müsse, hat Missverständnisse verursacht, sooft man übersah, dass zur Zeit des 4. Laterankonzils das Adjektiv "katholisch" noch keine Konfessionsbezeichnung war. Wie im Glaubensbekenntnis bezeichnet "katholisch" hier die allgemeine Kirche. Ein „katholischer Vorsteher“ im Sinn dieser Bestimmung war ein Würdenträger, der sich keinem schismatischen Konventikel, sondern der allgemeinen Kirche zurechnete; ob er "Grieche" war oder "Lateiner" oder aus einer sons-

als seinen Stellvertreter ein, der ihm als Untergebener in allem zu Gehorsam verpflichtet ist."

Dabei bestand Skepsis gegenüber den griechischen Kirchenbräuchen fort, wie das vierte Kapitel der Konzilsbeschlüsse deutlich macht:

"Wir möchten den Griechen, die in unseren Tagen zur Obödienz des Apostolischen Stuhls zurückkehren, gern unsere Gunst und Hochachtung erweisen und tragen ihre Lebensweisen und Riten, soweit wir es im Herrn vermögen, mit. Dennoch wollen und dürfen wir ihnen nicht in dem entgegenkommen, was die Seelen gefährdet und dem Ansehen der Kirche schadet."

Doch die Skepsis kann nicht von jener Größe gewesen sein, die aus dem Text vielleicht für heutige Ohren herausklingen mag. Denn das Konzil sah keinen Anlass, die Normannen und die Kreuzfahrer zu rügen, weil sie schon seit mehr als einem Jahrhundert die Praxis übten, von den Griechen für die erstrebte Union keine Verbesserungen einzufordern.

Die von den Kreuzfahrern in ihrem Herrschaftsgebiet geschaffene Kircheneinheit war aber brüchig und endete zugleich mit ihrer Herrschaft. Bei vielen damaligen Theologen und Kirchenführern bestärkte dies die Vermutung, dass sich die bestehenden Spannungen vielleicht doch nicht nur auf das zeitliche Gefüge der Kirche bezögen, um dessen Korrektur die Kreuzfahrer bemüht waren; dass sie vielmehr tiefer griffen und das eigentliche Wesen der Kirche mit beträfen: dass durch die Verschiedenheiten auch die Glaubenslehre angefochten sei. Sie konnten anknüpfen an Stimmen, die sich bereits seit der Jahrtausendwende vernehmen lassen und (wie Patriarch Photios in seiner polemischen Phase) bezweifelten, dass die Lehre der „Anderen“ rechtgläubig sei. Auf lateinischer Seite sprach zum Beispiel Bernhard von Clairvaux von einer solchen Unsicherheit, als er feststellte, dass die Griechen "mit uns sind und nicht mit uns sind, im Glauben (mit uns) vereint, im Frieden (von uns) getrennt, obgleich sie auch im Glauben von den rechten Wegen wegstolperten."<sup>11</sup> In Gegnerschaft zum *filioque* und im Azymenstreit stellten ihrerseits viele Griechen die Rechtmäßigkeit des Glaubensbekenntnisses und der sakramentalen Vollzüge der Lateiner in Frage. Die Sorgen, die man vortrug, waren zwar heftig, doch fürs Erste noch nicht von entscheidendem Gewicht, denn auf beiden Seiten waren die Vorwürfe lediglich theologische Meinungen ihrer Autoren, von denen keiner für seine Auffassung ein amtliches Urteil seiner Kirche vorweisen konnte.

Nunmehr begann eine Periode lebhafter Untersuchungen. Die einen studierten die Verschiedenheiten und wollten aufzeigen, dass ihr Gewicht groß genug sei, um die Einheit zu verbieten. Die anderen studierten sie ebenso, um nachzuweisen, dass sie im Rahmen der apostolischen Glaubenstradition nebeneinander

---

tigen kirchlichen Tradition kam und daher nicht-lateinische Kirchenbräuche pflegte, war irrelevant.

<sup>11</sup> "Ego addo de pertinacia Graecorum, qui nobiscum sunt et nobiscum non sunt, iuncti fide, pace divisi, quamquam et in fide claudicaverint a semitis rectis." Zitat nach G. Avvakumov, Die Entstehung des Unionsgedankens, Berlin 2002, S. 246.

bestehen dürfen.<sup>12</sup> Die hauptsächliche Aufmerksamkeit bei diesen Untersuchungen galt dem *filioque* als katechetischer Lehrformel einerseits und als Zusatz zum Glaubenssymbol der alten Konzilien andererseits, den Aussagen der Lateiner über das Los der Seelen Verstorbener, dem Primat des römischen Bischofs und dem richtigen Brot für die Eucharistie.

4) Der Angelegenheit wurde das Konzil von Ferrara/Florenz gewidmet. Als lateinische und griechische Bischöfe 1438 zu ihm zusammenkamen, standen ihre Kirchen nach gemeinsamer Überzeugung beider Seiten zueinander im Schisma. Dennoch gingen sie, wie man es auch bei den ökumenischen Konzilien der Spätantike gehalten hatte, davon aus, dass die Hierarchen beider Seiten Mitbrüder sind im Episkopat und den Auftrag haben, miteinander die Glaubenslehren und die Glaubenspraxis beider Seiten zu erforschen. In der Tat prüften sie gemeinsam, ob die Unterschiede, die es zwischen ihnen gab, innerhalb des Rahmens der Rechtgläubigkeit zulässig seien, oder ob vielleicht einer der Punkte, welche damals als die hauptsächlichen Unterscheidungsfragen galten, auf einer der beiden Seiten den rechten Glauben in Frage stelle.

Das gemeinsame Prüfen erscheint besonders bedeutsam bei einem Vergleich mit dem 2. Vatikanischen Konzil. Denn beim Vaticanum hielten die Griechen und die Lateiner des 20. Jahrhunderts ein gemeinsames Handeln ihrer Bischöfe als Konzilsväter für unmöglich. Im 20. Jahrhundert betrachtete man es nämlich nicht mehr als eine zu überprüfende Frage, ob die unterschiedlichen Frömmigkeits- und Erkenntnisentwürfe beider Seiten Glaubensunterschiede seien, sondern hielt dies für sicher. Daher meinte man, dass orthodoxe Bischöfe und Theologen an einem vom Papst einberufenen Konzil nur als Beobachter teilnehmen könnten. Beim Vaticanum galt als unvollziehbar, was beide Seiten beim Florentinum als richtig empfanden. Die Grenze zwischen Lateinern und Griechen nannte man zwar zur Zeit des Florentinums ebenso "Schisma" wie heutzutage die Grenze zwischen Katholiken und Orthodoxen; doch gilt es, klar und deutlich herauszustellen, dass damals die Schismengrenze für weniger grundsätzlich gehalten wurde, als man sie heutzutage einstuft. Es ist also eindeutig, dass man:

- 1.) im 15. Jahrhundert<sup>13</sup> dem Schisma zwischen Lateinern und Griechen jene Qualität nicht zuschrieb, die man im 20. Jahrhundert dem Schisma zwischen Katholiken und Orthodoxen zumisst,  
und dass es

---

<sup>12</sup> Für die Studien auf griechischer Seite vgl. H.G.Beck, Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich, München 1959, S. 663 ff., für die Studien der Lateiner G. Avvakumov, Die Entstehung des Unionsgedankens, Berlin 2002.

<sup>13</sup> Also recht lange nach dem Jahr 1054, das entgegen aller historischen Forschung auch in allerlei heutigen Publikationen immer wieder für das Jahr ausgeben wird, in dem das gegenwärtige Schisma begonnen haben soll.

2.) im 15. Jahrhundert jene Spaltung der Kirche in Katholiken und Orthodoxe, wie wir sie heute kennen, noch nicht gegeben hat.

5) Nach langen Gesprächen stellten die Florentiner Väter fest, dass die Zwietracht, die damals herrschte, nicht die Glaubensgrundlagen betraf, sondern auf Starrsinn in der Verwendung und Ablehnung bestimmter theologischer Ausdrucksweisen zurückging, mit denen man auf der einen oder auf der anderen Seite von alters her unter Führung durch den Heiligen Geist in menschlicher Unzulänglichkeit bemüht war, ein und dasselbe apostolische Glaubenserbe auszusprechen, bzw. dass sie durch jüngere Modalitäten in der **Ausübung** des römischen Primats verursacht waren. Die Väter anerkannten die Rechtgläubigkeit beider Seiten.

Sie stellten fest, dass die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit mit und ohne "*filioque*" rechtgläubig ist, und sie kamen zu dieser Einsicht, weil sich in ihren Diskussionen ergeben hatte, dass sich bereits die heiligen Väter, deren Rechtgläubigkeit wegen der ihnen gewährten Führung durch den Heiligen Geist unbestreitbar ist, beim Reden über den Ausgang des Heiligen Geistes unterschiedlicher Formulierungen bedienten. Desgleichen stellten sie fest, dass bei der Eucharistie gesäuertes und ungesäuertes Brot verwendet werden kann und die Priester diesbezüglich der Überlieferung ihrer jeweiligen Kirche folgen sollen; dass man nicht unbedingt von einem *Purgatorium* reden muss, wenn man über die Verstorbenen spricht und für sie betet; dass der römische Bischof so, wie es von jeher "in den Akten der ökumenischen Konzilien und in den heiligen Kanones enthalten ist", als erster Bischof der Christenheit anzuerkennen ist, dass aber auch die griechische Tradition Gültigkeit hat und dass der Papst seine primatialen Funktionen deswegen in einer Weise ausüben muss, die den herkömmlichen Rechten der übrigen Patriarchen keine Einbuße bringt.

Nicht durch Vereinheitlichung von Lateinern und Griechen, sondern als Einheit in Verschiedenheit wollten die Väter von Florenz das Schisma überwinden. Sie sahen keine Veranlassung, von den Griechen zu verlangen, dass sie das *filioque* oder das ungesäuerte Brot übernähmen; dass sie beim Reden über die Verstorbenen den Ausdruck *Purgatorium* verwendeten; dass sie allen westlichen Entwicklungen in den Modalitäten bei der Ausübung des Papstamtes<sup>14</sup> zustimmten. Auch stellten sie an die Lateiner

---

<sup>14</sup> Diese Modalitäten hatten schon vor dem Florentinum ein Ausmaß erlangt, dem auf griechischer Seite widersprochen wurde. Ihre Entwicklung steigerte sich weiterhin ab dem Ende des Jahrhunderts, in dem das Florentinum getagt hatte. Dann setzten nämlich die geographischen Entdeckungen der Europäer ein und in ihrer Folge kam es zu einer Expansion der westlichen Kirche (und somit auch des lateinischen Patriarchats) in alle Kontinente; auch die Zuständigkeit des lateinischen Patriarchen dehnte sich dabei aus. Eine der Folgen davon war, dass die östlichen Patriarchen, denen die lateinischen Christen beim Florentinum noch persönlich begegnet waren, ihrer Aufmerksamkeit mehr und mehr entglitten; (dem Konstantinopeler Patriarchen, der selbst teilgenommen hatte, waren sie auf dem Konzil noch unmittelbar und

nicht das Ansinnen, künftig wegzulassen, was auf griechischer Seite Anstoß erregt hatte. Gemäß dem Beschlussdokument des Konzils<sup>15</sup> durften beide Kirchen, die lateinische und die griechische, das Schisma für obsolet erklären und die Einheit aufnehmen, ohne Abstriche an ihren Überlieferungen oder Hinzufügungen zu ihren Traditionen vornehmen zu müssen, nur durften sie in Ehrfurcht vor dem Wirken des Heiligen Geistes in beiden Kirchen die jeweils anderen nicht mehr irrgläubig nennen. Denn auch in der Zeit des Schismas waren beide Seiten – gemäß dem Florentinum – die Kirche Christi, und als solche konnten sie sich durch ihre Lehrsätze dank der Führung des Heiligen Geistes nicht in Gegensatz zur Wahrheit des Evangeliums gebracht haben. Dass beide Seiten die Kirche waren, bezeugten die Florentiner Väter nicht nur dadurch, dass sie das Konzil gemeinsam feierten, sondern sprachen es in der Einleitung zum Unionsdekrets auch deutlich aus, als sie schrieben, dass die Mutter Kirche in der Zeit des Schismas Betrübniß empfinden musste, weil ihre Kinder getrennt waren, und sie riefen sie zur Freude darüber auf, „dass ihre Söhne und Töchter, die bisher untereinander uneins waren, zum Frieden zurückgekehrt sind“.

Bei diesem Konzil hielten die Väter der Lateiner und der Griechen also noch über die Scheidelinie des Schismas hinweg Ausschau nach theologischen Sichtweisen, die, vom Heiligen Geist getragen, „den jeweils anderen“ Einsichten in gewisse Aspekte der heiligen Wahrheit erlaubten, die ihrer eigenen Kirche nicht oder nur annähernd gewährt worden waren, und sie hielten das, was auf der „anderen Seite“ unter Führung durch Gottes Geist herangewachsen war, für genau so wertvoll und heilig wie die Einsichten, die ihre eigene Kirche hatte erlangen dürfen. Sie bekanteten sich dazu, dass die Fülle der heiligen Wahrheit das überragt, was in ihrer eigenen Tradition hatte erfasst werden dürfen, denn wie die frühe Kirche anerkannten auch sie, dass Gottes Geist es ermöglicht, von verschiedenen Kulturen her auf das göttliche Geheimnis zu blicken.

6) J. Gill, der die Gesprächsführung der Florentiner Väter zum *filioque* ausführlich nachzeichnet,<sup>16</sup> verweist auf den kulturellen Unterschied der theologischen Blickrichtungen von Lateinern und Griechen, um ihre Schwierigkeit gegen das wechsel-

---

den anderen Patriarchen in deren Delegierten begegnet). Mit der territorialen Ausdehnung der lateinischen Kirche entschwand die Eingrenzung des Konzils für die Zuständigkeiten des römischen Oberhirten aus dem Bewusstsein der Lateiner mehr und mehr, und mit der Zeit entglitt ihnen überhaupt das Wissen um den Unterschied zwischen den patriarchalen und den päpstlichen Zuständigkeiten des römischen Oberhirten. (Zu diesem Unterschied vgl. unter anderem Suttner, Patriarchat und Metropolitanverband im christlichen Osten im Vergleich mit Erzbistümern aus dem Abendland, in: Rappert [Hg.], Kirche in einer zueinander rückenden Welt, Würzburg 2003, S. 191-213.)

<sup>15</sup> Der griechische und der lateinische Urtext des Beschlussdokuments sowie eine deutsche Übersetzung beider Fassungen sind zu finden bei J. Wohlmuth (Hg.), Dekrete der ökumenischen Konzilien, Paderborn 2000, Bd. II, S. 520-522.

<sup>16</sup> J. Gill, Konstanz und Basel-Florenz, Mainz 1967, S. 282-305.

seitige Verstehen zu erläutern. Hauptsächlich wegen des unterschiedlichen Zugangs der Lateiner und der Griechen zum Thema, nicht wegen eines inhaltlichen Gegensatzes zwischen ihnen, schreibt er, dauerte es lange, bis sich die Lösung ergab. Diese habe sich erst abzuzeichnen begonnen, als die Väter sich des Unterschieds im Zugang zur Fragestellung bewusst geworden waren und als die Lateiner es gelernt hatten, ihre theologische Sicht in einer Form dazulegen, die der griechischen Denkweise entsprach. Gill stellt darum heraus, dass man sich „ein richtiges Urteil über die Geisteshaltung der Griechen“ gebildet haben müsse, um verstehen zu können, wie das Konzil die Lösung fand. Er schreibt:

„Die Verwendung von Syllogismen in der theologischen Lehre von der Trinität hatte sie (= die griechischen Konzilsväter) nicht überzeugt, sondern eher ihre Entrüstung hervorgerufen; daher hatte Monteneros Plädoyer und seine Geschicklichkeit in der scholastischen Beweisführung bei den vorausgegangenen Sitzungen der Sache der Union vielleicht mehr geschadet als genützt. Ganz anders aber war es mit den Beweisen, die er den Äußerungen der Heiligen und Kirchenväter entnommen hatte,<sup>17</sup> denn die griechische Theologie war patristisch ausgerichtet. So begegnete Montenero ihr damit auf ihrem eigenen Boden. Gewiss waren seine Zuhörer nicht alle bereit, sämtliche von ihm gebrauchten Zitate ohne weiteres anzuerkennen, aber alle waren beeindruckt und mehrere ... hatten sogar die klare Überzeugung gewonnen, dass sich weder die griechische noch die lateinische Theologie im Irrtum befanden, dass vielmehr beide recht hatten, da sie im Wesentlichen das Gleiche meinten, es aber in verschiedener Form ausdrückten.

Diese Überzeugung beruhte auf einem Axiom, das sie bestätigte und das keiner der in Florenz anwesenden Griechen zu leugnen gewagt hätte, so selbstverständlich war es ihnen: dass alle Heiligen als Heilige vom Heiligen Geist inspiriert sind und in Sachen des Glaubens miteinander übereinstimmen müssen. Die Vorstellung des Gegenteils hätte bedeutet, den Heiligen Geist zu sich selbst in Widerspruch setzen. Die Heiligen können ihren Glauben zwar in verschiedener Form ausdrücken, einander aber niemals widersprechen. Jeder offensichtliche Widerspruch muss eine Erklärung haben und hat sie. Dieses Axiom ließ sich auch auf die Streitfrage um das *filioque* anwenden.“<sup>18</sup>

Man war zurückgekehrt zur Sicht von den Weisen des Lehrens in der alten Kirche, die sich in den Zugängen zur Thematik unterschieden, aber miteinander harmonierten in dem, was sie vorzutragen hatten – zu jener Sicht, von der wie einleitend gesagt worden war, dass das 2. Vatikanische Konzil in *Unitatis reintegratis* davon sprach.

7) Die Frage drängt sich auf, warum die Anerkennung dessen, was „bei den Anderen“ vom Heiligen Geist geschenkt worden war, sich nicht als der Weg erwies, auf dem die Väter von Florenz tatsächlich zur Einheit der Kirche finden konnten, wie sie erhofft hatten.

Die langen Diskussionen der Konzilsväter waren im geschlossenen Kreis erfolgt. Die Konzilsteilnehmer hatten bedauerlicherweise nicht bedacht, dass die Aussöhnung zwischen ih-

---

<sup>17</sup> Sowohl der scholastische als auch der patristische Beweisgang Monteneros ist ausführlich erläutert in Gills eben erwähnter Skizze von den Gesprächen bei den Sitzungen.

<sup>18</sup> J. Gill, Konstanz und Basel-Florenz, S. 300.

ren Kommunitäten eine beiderseitige öffentliche und kommunitäre Annahme der Einigung voraussetzt. Auch bedachten sie den großen Wandel nicht, der seit dem 7. ökumenischen Konzil vor sich gegangen war, weil es keinen Kaiser mehr gab, der über die Kirchen lateinischer und griechischer Tradition gemeinsam herrschte und durch seine Machtmittel dafür Sorge hätte tragen können, dass die Konzilsbeschlüsse überall Annahme fanden, wie es die Kaiser bei den alten ökumenischen Konzilien de facto taten.<sup>19</sup> Weil es unter den Gegebenheiten des 15. Jahrhunderts keine staatliche Hinführung zur Annahme der Resultate aus den Konzilsberatungen mehr geben konnte - der Kaiser im Osten verlor sein Amt bald nach dem Konzil, und neben dem Kaiser im Westen gab es schon längst andere souveräne Herrscher - wäre auf beiden Seiten in den Gemeinden ein pastorales Mühen der Hierarchen um breite Zustimmung notwendig gewesen. Die zahlreichen Vorurteile über die jeweils "Anderen" und die verbreiteten Missverständnisse hätten in Predigt und Katechese bekämpft werden müssen, damit der in vielen Kreisen schon sehr lange und ausgiebig kolportierte Verdacht, die Verschiedenheit zeuge von unüberbrückbaren Gegensätzen, abgelöst worden wäre durch eine Zustimmung zur besseren Einsicht, die von den Konzilsvätern mühsam erarbeitet worden war. Die Konzilsväter beider Seiten verabsäumten es, sich um ein Verbreiten korrekter Kenntnisse bei der Mehrheit von Klerus und Volk zu kümmern, und so blieb ihr Beschluss ohne Wirkung.

Aus der Rückschau auf die Florentiner Beratungen und auf die unheilvollen Entwicklungen, die im 16. bis 18. Jahrhundert darauf folgten,<sup>20</sup> erscheint es angemessen, an die Ökumeniker

---

<sup>19</sup> Um die Wichtigkeit des kaiserlichen Wirkens für die Rezeption der alten ökumenischen Konzilien zu erfassen, beachte man, dass sich manche Kirchen am östlichen und südöstlichen Rand des Reiches, wo man vom Reich wegtenidierte und auch bald unter persische bzw. arabische Herrschaft geriet, und wo die Kirchen vom Kaiser nur wenig beeinflusst werden konnten, den Verfügungen der ökumenischen Konzilien von Ephesus und von Chalkedon bezüglich der Ausdrucksweisen beim Reden über die Inkarnation des Gottessohnes nicht beugten. Wie die Kirchengeschichtsforschung nachwies, bestand zwischen diesen Kirchen und jenen, die dem Kaiser unterstanden, kein inhaltlicher Gegensatz in der Christologie. Vielmehr wurde von ihnen nur die theologische Ausdrucksweise der "kaiserlichen Seite" abgelehnt, und dies verursachte die bis heute fortbestehenden Schismen; vgl. den Beitrag „Vorchalcedonische und nachchalcedonische Christologie: die eine Wahrheit in unterschiedlicher Begrifflichkeit“, in: Rappert (Hg.), Kirche in einer zueinander rückenden Welt, Würzburg 2003, S. 155-170. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Gegner des Konzils von Chalkedon für dessen Anhänger das politische Schimpfwort Melkiten (= die Kaiserlichen) schufen. Für das politische Schimpfwort vgl. unter anderem Suttner, Wann und wie kam es zur Union von Melkiten mit der Kirche von Rom?, in: M. Schneider (Hg.), Wachstum in Liebe (= Festschrift Patriarch Greforios III.) S. 381-392.

<sup>20</sup> Aus einem umfangreichen Fundus an Quellen wird von diesen Entwicklungen ausführlich gehandelt in der Arbeit: Suttner, Quellen zur Geschichte der Kirchenunionen des 16. bis 18. Jahrhunderts (= eine Handreichung für das Quellenstudium zur Geschichte der Kirchenunionen und Unionsversuche des 16.-18. Jahrhunderts in Ost- und Südosteuropa, welche die lateinischen Quellentexte mit deutscher Übersetzung von Klaus und Michaela Zelzer samt Erläuterungen von E. Chr. Suttner vorlegt), Fribourg 2010.

unserer Tage die Empfehlung zu richten, dass sie weniger nach dem Ausgleich zwischen den Theologien der getrennten Kirchen suchen mögen, sondern ihr Streben mit Vorzug darauf ausrichten, dass überall gewürdigt werde, was Gottes Geist auf eine je eigene Weise nicht nur in der eigenen Kirche, sondern auch jenseits der Schismengrenzen wachsen zu lassen geruhte.